

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metall-
arbeiter-Verbandes

Für alle Jugendlichen
und Lehrlinge der
Metallindustrie

mit der Monatsbeilage „Technische Lehrbriefe“

Nummer 31

Berlin, den 30. Juli 1932

13. Jahrgang

Erscheint wöchentlich am Sonnabend · Bezugspreis vierteljährlich 1,50 RM · Einzelnummer 15 Pf. — nur gegen Vereinsendung des Betrages · Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase, Berlin
Schriftleitung und Versandstelle: Berlin SW 68, Alte
Jakobstraße 148-185 · Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Mit dem Rüstzeug der Barbaren . . .

Achtzehn Jahre sind seit Ausbruch des Weltkrieges verstrichen. Eine kurze Spanne Zeit, und doch scheint dieser fürchterlichste aller Kriege, unter dessen Folgen sich die Welt heute noch in Schmerzen windet, vollständig vergessen. Der heute in Deutschland wütende mordpatriotische Bluttausch zügelloser Hurrapatrioten hat in den Reihen des trägen und denkfaulen Spießertums eine Stimmung erzeugt, die lebhaft an den Kriegsaustausch in den heißen Tagen des Juli 1914 erinnert.

Krieg! Das war damals das erlösende Wort. Die patriotische Jugend und die rausch- und begeisterungsfähigen Weiber in Rock und Hose überschlugen sich in Kriegstollheit, ohne daß sie eine Ahnung hatten von der grauenhaften Wirklichkeit, die hinter diesem kleinen Wörtchen lauerte. Heute das gleiche, nur hat man keinen großen Feind, keinen fremden Staat, gegen den sich der Zorn des tollen Pöbels richtet, sondern der Feind, gegen den sie aufgehetzt sind und den sie mit Krieg und Verderben bedrohen, ist die Arbeiterbewegung, ist der Arbeiter, der eigene Volksgenosse. Ihr Krieg ist der Bürgerkrieg gegen das waffenlose Arbeitervolk, das für sich politische, wirtschaftliche und kulturelle Freiheiten im Staate erkämpft hat. Gegen diesen Feind steht die gesamte kapitalistische Gesellschaft mit ihren geschmierten Söldnerscharen. 1914 feierte die Lüge in allen Staaten wahre Triumphe. Wäre die Wahrheit zum Durchbruch gekommen, dann hätten die verblendeten Massen eingesehen, daß die Ursachen, die als Kriegsvorwand dienten, zu windig waren, um dieses Blutvergießen zu rechtfertigen. Die Vergehen, die als Kriegsgrund galten, waren wirklich nicht groß genug, um dafür das Leben eines einzigen Soldaten zu opfern. Darum Fluten von Lügen, hinter denen die wahren Gründe verborgen blieben. Das Geschäft war es. Am Kriege verdienen viele, nicht nur Ruhm und Ehre, sondern Geld, viel Geld, blankes Gold. Das Volk bringt die Opfer. Und wenn es einmal aufbegehren sollte, dann erfinden die geschliffenen Schwertmäuler des raffenden Kapitals, beson-



ders des geldgierigen Rüstungskapitals und sein schmarotzender Anhang, schon wieder Presselügen, um den großen Lümmel Bürger einzuschläfern. Paukenschlag und Trompetengeschmetter tut dann das übrige.

Das gleiche erleben wir heute an der innerdeutschen Kampffront. Den Wahn der Hitlerschen Bürgerkriegsgarden kennen wir. Er unterscheidet sich in nichts von dem Kriegslärm von 1914. Es sind dieselben Kreise, die vom Blut- und Mordwahn befallen sind. Auch damals gab es ruhig denkende und ernste Menschen, die die Schwere der Entschlüsse und der Tage erkannten. Sie blieben sachlich und empfanden Mitleid mit dem aufgepeitschten Pöbel, der blind ins Elend lief. Diese Menschen wußten am ersten Tag, wie dieses Kriegsgrauen enden würde, ihnen blieb es nicht zweifelhaft, daß dieser Kampf sehr lange währen, und daß an seinem Ende das Chaos und weder Sieger noch Besiegte stehen würden. Nur die Menschlichkeit würde zu Boden getreten sein. Den in Kriegstollheit Verzückten diese Wahrheiten ins Gesicht zu schleudern, würden sie durch den Belagerungszustand gehindert. Heute geschieht das gleiche. Wir haben den rasenden Mob, der den Bürgerkrieg fordert, dazu das Rüstungskapital, das die Kriegsausrüstung der Nazibürgerkriegshorden besorgt, und eine dem Bürgerkriegs-

organisator willfährige Regierung, die mit dem Ausnahmezustand die Rede- und Pressefreiheit und somit die Wahrheit erwürgt. Das Vorgehen gegen die verfassungsmäßige preußische Staatsregierung, das allem Anschein nach nur den populären Arbeitervertrauensmännern Braun und Severing gilt, legt von diesem Geist Zeugnis ab. Die Lüge feiert wieder Triumphe. Ungehindert kann sich die feile, von dem Kapital ausgehaltene Nazipresse austoben. 1914 nahm das Schicksal seinen Lauf. Der Machtwahn erstickte in den Schützengräben. Die lautesten Schreier drückten sich in die Etappe und trachteten auf jegliche Art, ihre Haut in Sicherheit zu bringen. Der betrogene Soldat aber lag in Dreck und Schlamm. Im Inland wütete der Hunger und jene, die das Durch-

halten predigten, verstanden meisterhaft die Lebensmittel einzuhamstern. Im Hunger und Elend verkamen die Frauen und Kinder der in den Schützengräben liegenden Soldaten. Proleten, seht Euch die Gesichter der heutigen Bürgerkriegshetzer an, ihr werdet manches bekannte Gesicht darunter sehen, das den Nütznießern und Fledderern des Weltkrieges verdammt ähnlich sieht. Ihr Soldaten, habt ihr das Elend vergessen? Ihr Frauen und Mütter habt ihr den großen Jammer aus der Erinnerung verloren? Diese Gewissensfragen stellt heute eine denkende Jugend.

Die kapitalistische Welt rüstet. Krieg ist für sie die Patentlösung, um über alle wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten, die im Wesen des Kapitalismus liegen, hinweg zu kommen. Haben sie keinen äußeren Feind, dann wird der innere ersonnen. Der Militarismus kann nur leben, wenn die Völker sich verhetzt gegenüberstehen. So entsteht das Wettüsten und so wachsen die Kriegsgefahren. An jedem Tag, der uns an den Weltkrieg erinnert, wiederholen wir arbeitende Jugend unsere Losung: Nie wieder Krieg! Nieder mit dem Rüstzeug der Barbaren! Völkerverständigung auf dem Boden von Menschlichkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit, das ist wahrer Patriotismus und Nationalismus.

So ist der Krieg

In der Frankfurter Zeitung schreibt Karl Kißkalt:

Jede Mutter wird sich erinnern, wie die Kinder vor ihr bettelten. Wir maßen das Brot, wenn wir es am Montag bekamen, nach Zentimetern ab, und ich erinnere mich noch der Zeit, wo auf jeden pro Tag 1 1/2 cm kamen. Familien mit Kindern mußten ihre ganze Tagesration den Kindern in die Schule mitgeben, und das war nicht genug. Und dieses Brot war so minderwertig, daß Darmstörungen eine häufige Folge waren. Die leeren Schlächlerläden, das Anstehen in Ketten um Milch, die für Kinder oder Kranke gewährt wurde, um das eine Ei pro Woche und Person, das man oft nicht bekam, sind furchtbare Erinnerungen . . .

Die enorme Sterblichkeit der Zivilbevölkerung in Deutschland während des Krieges ist bekannt. Viel mehr, als festgestellt werden durfte, verhungerten direkt. In der von mir untersuchten Heil- und Pflegeanstalt Neustadt in Holstein (die Arbeit durfte erst nach Kriegsende publiziert werden) starben in einem Jahr von 800 Insassen 474. Totenschein: „Herzmuskelentartung“; Sektion: völliger Fettmangel. „Verhungert“ durfte nicht auf den Totenschein geschrieben werden. Auch viele in der freien Bevölkerung, die sich weigerten, etwas aus dem Schleichhandel anzunehmen, starben Hungers, so mein alter Lehrer Gaffky, der Entdecker des Typhusbazillus. Die Sterblichkeit an Tuberkulose stieg enorm, wie in den schweren Hungersnöten früherer Jahrhunderte. Die Todesfälle durch die Hungerblockade während des Krieges werden auf 400 000 ge-

schätzt. Die Unterernährung der Kinder war nach Jahren noch nicht ausgeglichen.

So ist der Krieg! Wir müssen entschlossen sein, mit allen Mitteln einen neuen Krieg zu verhindern!

Blutige Internationale

Vor dem Beginn der Abrüstungskonferenz hielt die Liga für Menschenrechte in Berlin eine Versammlung ab, deren Hauptrednerin eine Französin, Marcelle Capy, war, die ein tapferes Buch gegen den Krieg geschrieben hat. Sie sprach über die Internationale der Rüstungsindustrie. Dazu sagte Frau Capy:

Während des Krieges sah das so aus: der deutsche Kanonenlieferant Krupp brauchte für die schweren Artilleriegeschosse Nickel, das ihm das französische Nickelsyndikat verkaufte; das Nickel wanderte aus Neu-Kaledonien nach Norwegen und von dort nach Deutschland. Ähnlichen Werdegang erlebte das Kupfer, bei dem sich auch die englische Firma Vickers eingeschaltet hatte; dafür hatte Krupp an Vickers ein deutsches Patent abgetreten, nach dem die Engländer die Zünder ihrer Granaten herstellten, und die englische Flotte, die am Skagerrak kämpfte, war mit optischen Instrumenten ausgestattet, die eine deutsche Firma während des Krieges geliefert hatte. Am eifrigsten war die österreichische Munitionsfirma Skoda am Werke, die in Newskiwirken Kanonen für Rußland herstellte. In der Dardanellen wieder konnten die französischen und die englischen Soldaten mit dem tröstlichen Bewußtsein den Heldentod sterben, daß dieser durch vaterländische Erzeugnisse vermittelt wurde — Vickers hatten die Türkei ausreichend mit Minen und Kanonen beliefert.

Während des Krieges, so berichtete der französische Abgeordnete Chouffet im französischen Parlament, arbeitete in der Schweiz einfrüchtig das Sprengstoffkartell sämtlicher feindlicher Länder. Monatelang gingen aus Südfrankreich ganze Züge mit der harmlosen Zielbezeichnung „Schweiz“ ab, die in Wirklichkeit nach Deutschland weitergeleitet wurden und nach beendeter Oxydation als Phosgen zu den französischen Truppen heimkehrten. . . Allein im Januar 1915 wanderten 200 000 Kilogramm Zyanit von Frankreich nach Deutschland zur Geschosfabrikation, und der Stacheldraht von Fort Douaumont, in dem tausende Deutsche verbluteten, ist Frankreich einen Monat zuvor von einem deutschen Haus geliefert worden.

Eine Erläuterung zu diesen Tatsachen gab Frau Capy selber:

1914 gab es auf der Erde zwanzig Familien mit mehr als fünf-hundert Millionen Goldfranken Vermögen; heute gibt es zehnmal so viele, und die Zahl derer, die mehr als fünfzig Millionen Goldfranken besitzen, hat sich verdreifacht. In den Vereinigten Staaten haben 86 Familien mehr als vier Millionen Dollar Jahreseinkommen und 260 mehr als zwei Millionen. Die Kriegsmilliarden haben dazu gedient, einen parasitären Überkapitalismus zu schaffen, der die Völker beherrscht — und hinter den Regierungen regiert.

Zehn Millionen Menschen starben in gräßlichen Qualen, aber ein paar hundert Menschen diente Not und Tod und Qual dazu, ihr Vermögen um Milliarden und Milliarden zu vergrößern: Das ist der Krieg!

Krieg!

Eine Dichtung zum Ruhme eines jeden Vaterlandes

Es ist gleich, ob es Frankreich, Deutschland, Italien, England oder auch Polen ist.

Es ist gleich, ob es die Waffenwerke Krupp, Skoda, Saint Etienne oder Winchester sind.

Überall, in den Docks, in den Kellern, in Hallen, in Laboratorien rasseln, brüllen, klirren, wüten die Maschinen, schufften und springen die Menschen.

Hunderttausend Menschen, zweihunderttausend, dreihunderttausend — immer mehr.

Das Orchester spielt die Nationalhymne. Rufe, Händeklatschen, Heil und Hoch! Auf der Mole großes Gedränge, Menschen fallen ins Wasser. Hoch! Hoch! Zum Ruhme des polnischen, des deutschen, des französischen oder eines anderen Vaterlandes.

Ein neuer Kreuzer wird ins Wasser gelassen. Zwanzigttausend Tonnen Wasserverdrängung. Dreißig Knoten. (Dummer Zivilist! Wisse, daß diese dreißig Knoten nur für dich bestimmt sind, tatsächlich bedeuten sie aber 54 bis 56 Kilometer je Stunde.)

Zwölf Kanonen. Schußweite 25 Kilometer. Zwölf Kanonen: 360 Schuß je Stunde. Das aber ist nur die Norm. Ebensogut können es 400 oder 500 sein.

Und wenn sie „unseren“ vernichten?

Maul gehalten! Wir bauen einen neuen und um die Hälfte größeren. Mehr Geschütze, mehr Tonnen, mehr Kugeln — mehr und immer mehr.

Wie stark ist die Schiffsbelegschaft? Minimum: 300 Mann. 300 Herzen, 600 Hände. 360 Schuß je Stunde. Ein Torpedo oder 361 Schüsse eines anderen Kreuzers: schön sind die 300 Herzen, die 600 Hände, der Kreuzer vernichtet. Je nun: wir bauen einen zweiten Kreuzer. Wir setzen mehr Kugeln, mehr Torpedos, mehr Menschen ein. Tausend, zweitausend, zehntausend — mehr, immer mehr.

Im Institut für chemische Verteidigung. Unbefugten Zutritt verboten. An jeder Tür steht ein Posten mit Bajonett und scharfgeladenem Gewehr. Visum. Präsentiert das Gewehr!

Gas. Lewisit, Iperit, Phosgen, Chlor. Ein Duft — hehel! Von diesem Duft vertrocknen die Bäume, sterben die Fliegen — und die Menschen sterben wie Fliegen.

In dieser Flasche ist der Tod für eine Million Menschen verkorkt — in jenen für hunderttausend.

Aber das ist noch wenig. Es muß ein Gas erfunden werden, das wie ein Sturm rast, wie ein Blitz tötet, niemand durchschlüpfen läßt — kein Kind, keine Frau, keinen Vogel, keinen Schmetterling. Vernichten — vernichten — vernichten . . .

Wir Deutsche müssen ein wirksameres Gas haben als die Franzosen. Wir Franzosen müssen ein Gas fabrizieren, dem keine deutsche Gasmaske widersteht. Wir Engländer müssen ein Gas erfinden, das jedes deutsche oder französische Gas an Furchtbarkeit übertrifft. Wir Polen, wir Amerikaner, wir Italiener — wir, wir, wir!

Der Staatshaushalt bestimmt eine Milliarde für die Armee. Seht — auf der anderen Seite der Grenze gibt man 1 1/2 Milliarde aus! Zwei Milliarden für Militärzwecke. Seht — dort sind es schon 2 1/4! Drei . . . vier . . .

Gebt der Jugend Arbeit!

Groß ist die Zahl der Jugendlichen, die ohne Arbeit und Einkommen dastehen. Damit sind alle Gefahren verbunden, die den Jugendlichen aus der Lebensbahn herauswerfen können. Solange der Mensch jung ist, will er sich irgendwie betätigen, und wenn sich die Möglichkeit dazu nicht bietet, gerät er leicht auf die schleife Ebene. Nachher ist es in der Regel zu spät, wieder in geordnete Lebensverhältnisse zu kommen. Aber es ist heute für die Jugend nicht leicht, um alle Klippen der Verführung herumzukommen. Zu Hause ist sie zumeist nicht gerne gesehen, da die Eltern mit sich selbst zu tun haben, und auf der Straße lauern Gefahren aller Art. Daher Arbeitsbeschaffung! Die politischen Jugendverhetzer würden bald abwirtschaften, wenn es gelänge, der Jugend Erwerbsarbeit zu geben.

Die Gewerkschaften haben es an Vorschlägen nicht fehlen lassen, die wirtschaftliche Krise durch Arbeitsbeschaffung zu überwinden. Sie denken dabei vor allem an die Jugend, die körperlich und seelisch verkommen muß, wenn sie jahrelang ohne Beschäftigung ist. Sie betrachten es als ihre wichtigste Aufgabe, dort einzugreifen, wo Arbeiterleben auf dem Spiele stehen. Leider finden ihre Bestrebungen nur geringe Unterstützung. Die Unternehmer sabotieren jeden Vorschlag, und das Reichsarbeitsministerium hat bisher auf diesem Gebiete eine unbegreifliche Sorglosigkeit gezeigt. Die Papen-Regierung hat nunmehr alle Vorarbeiten, die für die Arbeitsbeschaffung geleistet waren, zerschlagen. Sie tat es unter dem Schutze der Nazis. Inzwischen vermehrt sich das Elend der Jugend.

Die Wohlfahrtsverbände haben kürzlich auf einer Konferenz in Berlin an die Regierungen folgende Forderungen gerichtet: „Die Konferenz fordert mit allem Nachdruck, daß die Einrichtungen der Jugendhilfe so leistungsfähig erhalten werden, daß ihre Wirksamkeit der steigenden Not gewachsen bleibt. Sie lenkt die Aufmerksamkeit der Behörden und Öffentlichkeit auf die Notprogramme, die für die einzelnen Gebiete von den sozialhygienischen Verbänden, von dem Interkommunalen Ausschuss für das Gesundheitswesen, von dem Reichsausschuss der Deutschen Jugendverbände, von der Arbeitsgemeinschaft für Jugenderholungs- und Heilfürsorge, von der deutschen Zentrale für freie Jugendwohlfahrt aufgestellt sind, und setzt sich für deren Beachtung ein. In einem Staat, der sich und seine Zukunft nicht selbst aufgeben will, muß in Zeiten der Not der Schutz der Jugend an der Spitze aller Hilfsmaßnahmen stehen.“

Neben dem Ausbau der Jugendhilfe sind aber heute praktische Maßnahmen notwendig. Diese Maßnahmen müssen sich auf die Erhaltung des Arbeitsplatzes für den Jugendlichen erstrecken. Die Unternehmer müssen gezwungen werden, die Jugendlichen weiterzubeschäftigen, wenn nicht ganz triftige Gründe die Entlassung notwendig machen. Dies gilt vor allem für die Lehrlinge, die heute zumeist mit der Schließung des Betriebes hinausgeworfen werden. Sie haben einen Beruf angefangen, den sie jetzt nicht zu Ende lernen können, alles

6 Millionen Arbeitslose. Drüben hinter der Grenze sind es ebensoviel, und hinter dem Meere noch mehr. 25 Millionen in der Welt.

Keine Arbeit, denn es fehlt an Geld. Es ist kein Geld da, um Wohnungen, Schulen, Krankenhäuser zu bauen. Es ist kein Geld da, um Schuhe, Kleidung und Brot zu kaufen. Deshalb werden auch weniger Schuhe, weniger Kleider genäht. Deshalb ist das Brot immer teurer. Nur die Polizei vermehrt sich, das Militär, die Kugeln, die Kreuzer, das Gas.

Dazu Entlassungen — Entlassungen — Entlassungen.

Ein Gewehr kostet zwanzig Dollar, eine Kanonenkugel zehn, eine Flasche Giftgas hundert, ein Geschütz tausend, ein Flugzeug zehntausend, ein Kreuzer eine Million.

Dummkopf! Wenn schon immer mehr Kugeln und Kanonen und Flugzeuge und Kriegsschiffe gebaut werden, dann ist es klar, daß für Schulen und Häuser und Brot kein Geld vorhanden ist. Geld gibt es immer weniger, immer weniger — Kugeln und Kanonen immer mehr, immer mehr.

Bürger! Wir, und jene, und die hinter dem Meere, und die von hüben und drüben haben genug Kanonen, viel zuviel der Kugeln, der Gase, der Kriegsschiffe. Viel zuviel arbeitslose, hungrige, zerlumpte, obdachlose Menschen. Darum ist es die höchste Zeit, einen neuen Krieg vom Zaune zu brechen. Zum Ruhme des französischen, des deutschen, des italienischen oder eines anderen Vaterlandes . . .

E. Szymanski (Deutsch von Victor Kalinowski)

ist umsonst gewesen. Warum sollen die Fabriken und Werkstätten leerstehen? Es wäre tausendmal besser, wenn hier die Jugend sich in ihrem Berufe vervollständigen würde, als daß die Werkzeuge verrotten.

Notwendig ist vor allem die Sicherung der regulären Lehrzeit und Hilfe für die nach der Lehre entlassenen arbeitslosen Jugendlichen. Hier sündigen die Unternehmer schwer. Sie werfen bei Betriebsstillegungen und Einschränkungen die Lehrlinge mit auf die Straße und kümmern sich nicht um deren weiteres Schicksal. Mit den angelernten Jugendlichen wird noch rücksichtsloser verfahren. Was soll aus diesen jungen Leuten werden? Zeit und Geld wurde aufgewendet für die Erlernung eines Berufes, und jetzt sind sie plötzlich arbeitslos. Genau so geht es den Jugendlichen, die ihre Lehrzeit beendet haben. Niemand will die Ausgelernten einstellen, und der Ungelernte hat auch keine Aussicht auf Arbeit. Der Gelernte verlernt bei jahrelanger Arbeitslosigkeit seinen Beruf. Die Folge wird sein, daß wir schon in nächster Zeit einen empfindlichen Mangel an Qualitätsarbeitern haben werden. Dieser Mangel birgt die große Gefahr in sich, daß der deutsche Handel auf dem Weltmarkt sich immer schwerer behaupten kann; denn die deutsche Ausfuhr besteht vor allem aus qualifizierten Fertigwaren.

Alle diese menschlichen und wirtschaftlichen Gefahren sehen, heißt, sie mit allen tauglichen Mitteln bekämpfen. Und das beste Mittel ist Arbeitsbeschaffung für die Jugend. Aber nicht nur Arbeit, um die Jugend zu beschäftigen, wie beim Arbeitsdienst, sondern Arbeit für einen Lohn, von dem die Jugend menschenwürdig leben kann. Leider haben sich durch die Nazisiege die Aussichten der Jugend furchtbar verschlechtert.

E. N.

Das größte Schiffshöbwerk der Welt

Die Leistungen der Technik haben sich ständig gesteigert. Niemand hätte in früheren Zeiten daran denken dürfen, Schiffe über Berge und Hügel zu transportieren, ohne dabei auf Schleusen oder schiefe Ebenen zu verzichten. In meiner Jugend ist mir die großartige Schleusenanlage des Trollhättakanals in Schweden, von der wir in der Geographiestunde gar nicht genug hören konnten, immer als eines der größten Wunder erschienen. Aber dieses Wunder verblaßt vor einem der größten technischen Meisterwerke unserer Tage. Bei Niederfinow, dort, wo der Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin 36 Meter tief in das Odertal hinabsteigen muß, sind heute noch vier große Schleusen in Betrieb. Viermal müssen die Schiffe in die Schleusenammern einfahren und warten, bis sie jedesmal um 9 Meter vom Wasser gehoben oder gesenkt werden. Das kostet Zeit, das ist ein unerträglicher Aufenthalt. Das weiß auch jeder Wassersportler, und weil Zeit Geld ist, und auch, weil die Schleusen nicht für alle Ewigkeit auf dem schlechten Baugrund halten können, hat man beschlossen, sie durch ein Schiffshöbwerk zu ersetzen, das die Schiffe mit einem einzigen Arbeitsgang emporhebt oder senkt.

Zeltlagerteufel

Auf einer Wiese hatten wir unser Lager aufgeschlagen. 100 Meter ab plätschert munter ein Bach. Ein paar abgeschnittene Weiden wachsen am Rand, der Flecken war von Wald umsäumt. Etwas abseits vom Lager prasselte ein kleines Feuer, und hier und da sieht man in den letzten Sonnenstrahlen Schwärme von Mücken, die uns nachts sicherlich viel zu schaffen machen werden.

Harry ruft uns zusammen; es sollen die Nachtwachen eingeteilt werden. „Von 9—11?“ erklingt seine Stimme, „Frantz und Bully haben sich gemeldet. Von 11—1? — Na?“ Ich melde mich. „Pieter! Und der Zweite?“ — Allgemeine Stille. „Keiner? — Na, wollen erst mal weitergehen. Von 1—3? Krümel und — Kurt, und von 3—5? ihr Beiden. Und wer macht nun von 11—1 mit? — noch niemand?“ „Na“, sage ich, „dann mache ich sie eben alleine!“

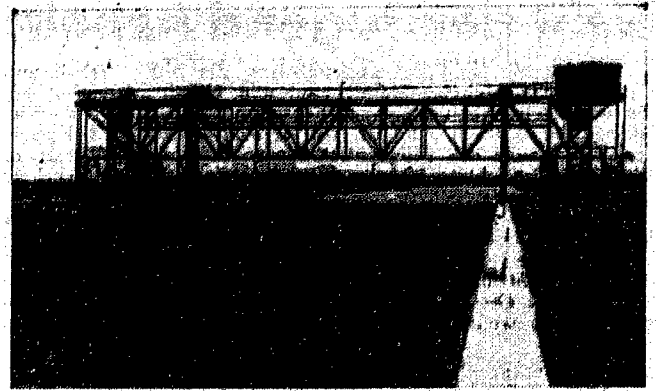
Ein Flüstern geht durch die Reihen von wegen Geisterstunde und Mitternachtsspuk. Ich schweiß mich in meine Brust und antworte: „Denkt ihr, ich habe keine Traute? — Dann werde ich's euch beweisen.“

Die Sonne verschwindet ganz, und es wird empfindlich kühl. Das Lagerfeuer lodert hell auf. Wir sitzen und liegen herum. Ich hole meine Decke. Ein paar schlafen. Auch ich werde müde und nicke ein.

Unsanft werde ich aus Träumen gerissen; „Pieter“, brüllt mich Bully an, „es ist eifel!“ Ich reibe mir die Augen. Langsam krabbele ich aus meiner Umhüllung. Verdammte kühl! Bully hängt mir die Tute um, gibt mir Lampe und Uhr und dann verschwindet er ins Zelt.

An sich ist die Sache ganz einfach. Man läßt die Schiffe in einen Trog, eine Art viereckigen Wasserkasten, einfahren und hebt sie mitsamt dem Kasten wie in einem Fahrstuhl empor oder läßt sie in die Tiefe sinken. Aber so einfach das alles grundsätzlich ist, so schwierig ist das in der Wirklichkeit. Es ist schon eine ganz anständige technische Leistung, ein Haus von 80 Meter Höhe zu bauen. Aber ein Haus ist noch lange keine Maschine. Das Schiffshebewerk ist eine einzige riesige Maschine die sauber funktionieren muß, obgleich sie in Wind und Wetter, im Sommer und unter Umständen auch im Winter, arbeiten muß. Was aber Temperatureinflüsse für die Genauigkeit, die Maßhaltigkeit einer Maschine bedeuten, das weiß heute schon jeder Schlosserlehrling. Das Werk ist „Klamottenarbeit“ und doch auch wieder Präzisionsmechanik von höchster Vollendung.

Zuerst mußte man einen Kanal anlegen, der die alten Schleusen umgeht, deren Betrieb bis zur Fertigstellung des Schiffshebewerkes nicht gestört werden darf. Die Bodenverhältnisse machten den Ingenieuren besondere Sorgen. Die hier aufzubauenden großen Eisen- und Betonmassen erforderten ganz ungewöhnlich kostspielige Fundamentarbeiten. Neun Einzelpfeiler tragen die Eisenkonstruktion des Schiffshebewerkes. Sie wurden nach Absenkung des Grundwassers 20 Meter tief mit Hilfe von Druckluft in die Erde gesenkt. Auf diese Pfeiler wurde eine Betonplatte gelegt, die 11¼ Meter lang, 3¾ Meter breit und 8 Meter dick ist. Zwei weitere, gewaltige Fundamentblöcke wurden rund 28 und 23 Meter tief abgesenkt, um eine Kanalbrücke tragen zu können, die die obere Kanalhaltung mit dem Schiffshebewerk verbinden soll. Über diese Brücke wird das Wasser in einem großen, gut gedichteten Trog hinweggeleitet.



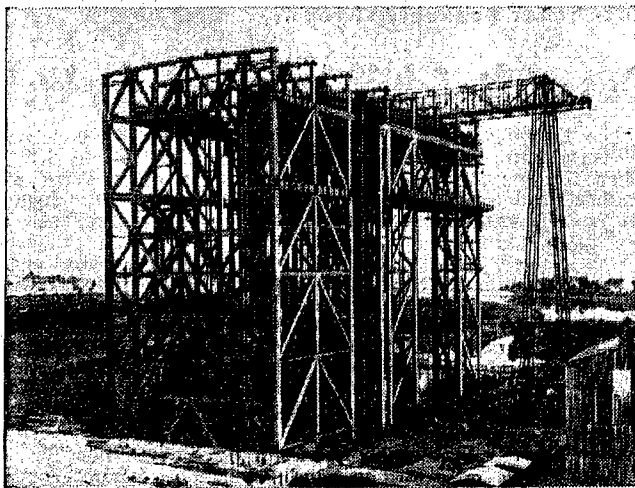
Das Sicherheitstor der oberen Kanalhaltung, das bei Gefahr oder zur Vornahme von Reparaturarbeiten geschlossen werden kann

Ein gewaltiges Sicherheitstor schließt bei Gefahr die obere Kanalhaltung ab, damit das Wasser nicht abströmen kann.

Nachdem die umfangreichen Gründungsarbeiten beendet waren, konnte im Februar 1931 mit der Montage des eigentlichen Schiffshebewerkes begonnen werden. Zunächst wurde ein Montagekran, ein Bockkran von 46,7 Meter Stützweite und 53 Meter Höhe, aufgerichtet. Seine beiden Laufkatzen können Gewichte von 5 und 25 Tonnen tragen (Eine Tonne gleich 20 Zentner). Dann wurden die riesigen Stützen des Hebewerkes nebeneinander aufgebaut, zwischen denen der Schiffstrog sich auf und ab bewegen wird. 256 armdicke Drahtseile, die auf einer besonderen Reckvorrichtung gereckt werden, damit sie ihre Dehnung verlieren, werden den Trog tragen. Sie laufen über 128 doppelrillige Seilscheiben von 3½ Meter Durchmesser und sind an ihren Enden mit riesigen Gegengewichten beschwert, so daß das Gewicht des Troges einschließlich seiner Wasserfüllung ausgeglichen wird. Daher werden auch nur vier Elektromotoren von je 75 Pferdestärken zum Auf- und Abwärtsbewegen des Troges gebraucht. Die von den Motoren bewegten Zahnräder greifen in die am Gerüst befestigten Zahnstangen ein und bewirken so das Auf- und Abwärtsfahren. Bei irgendwelchen Störungen, z. B. beim Undichtwerden des Troges sorgen vier sogenannte Drehriegel dafür, daß der Trog auf das Gerüst abgestützt wird und nicht etwa hemmungslos durch die Gegengewichte in die Höhe gerissen wird oder bei einem käum zunehmenden Reißen mehrerer Seile in die Tiefe gleitet.

1933 oder vielleicht erst 1934 werden die Bauarbeiten vollendet sein. Dann werden die alten Schleusen ihren Betrieb einstellen. Der Verkehr wird besser und schneller vorstatten gehen. Aber schon heute ragt das gewaltige Stahlgerüst als ein neues Wahrzeichen unseres technischen Könnens empor.

Willy Möbus



Das Stahlgerüst des Schiffshebewerkes Niederfinow im Bau

Lautlose Stille. Nur ab und zu das Quäken eines Frösches. Ich mache einen Gang durchs Lager und komme zum Feuer zurück. Alles in Ordnung. Etwas frisch aufgeworfenes Holz läßt das Feuer prasseln; doch bald ist es wieder verstummt. — Ich sitze und stiere in die Glut. — Ein Blick auf die Uhr. — Langsam schleichen die Minuten.

Ein heller Pfiff schreckt mich auf. Was war das? — Ich halte den Atem an. — Schon wieder. Diesmal ganz kurz und schrill. Das Herz klopft — — Was ist los? Ich sitze bewegungslos da.

Dann höre ich ganz deutlich ein Knacken aus dem Walde. Eiskalt läuft es mir über den Rücken. — Schon wieder knackt es — diesmal bedeutend näher. Und dann wieder die erdrückende Stille.

Im Zelt gähnt jemand. Erlöst atme ich auf. Weiß ich doch jetzt, daß noch ein Mensch außer mir wacht. Ich fasse Mut und drehe mich langsam um; dann stehe ich sachte auf. Nichts ist zu sehen. Ich gehe vorsichtig zum Lager. Alles ruhig. Brrr! Ich schüttle mich vor Frost.

Plötzlich spüre ich eine eigentümliche Unruhe hinter mir, drehe mich kurzentschlossen um und sehe ein graues, wehendes, fliegendes Etwas aus dem Lager huschen und direkt auf den Wald zu eilen. Ich entferne mich leise zum Feuer hin. Ein Blick auf die Uhr, noch 10 Minuten bis 12 Uhr, wenn es bloß erst eins wäre.

Die Luft wird dunstig. Leichter Nebel breitet sich aus. Das fehlt nun gerade noch. Ich stehe vor dem Feuer und schaue in die Flammen. Meine Gedanken sind bei dem wehenden Etwas.

Plötzlich braust es hinter mir vorbei und im selben Augenblick kriege ich einen Puff, strauchle und falle seitlich hin, und werde mit einer Fuhre Dreck beschmissen. Im Aufblicken sehe ich bloß noch einen grauen Fleck im Nebel verschwinden.

Jetzt wirds mir aber doch zu bunt. Ich will zur Tute greifen und Alarm blasen, doch ist sie nicht zu finden; ich muß sie beim Hinfallen weit fortgeworfen haben. Ich fasse in meine Tasche; nanu, wo hab ich denn die Uhr — —? Ah, da ist sie ja! Ein Blick beim Feuerschein: Punkt 12 Uhr. Und schon wieder rauscht es an mir vorbei und wieder eine Fuhre Dreck, diesmal eine ziemlich feuchte Mischung.

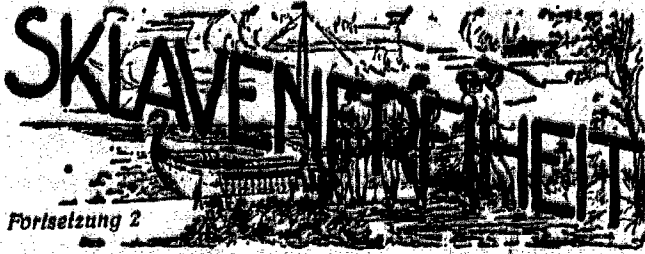
Ich greife um mich und fühle einen Stein, aber er sitzt fest. Schnell ist er losgerackert. Zum dritten Mal kommt die fliegende Erscheinung. Ich greife die Klamotte, ziele und schmeiße drauf zu. Bumm! Ein leiser Aufschrei läßt erkennen, daß ich gut getroffen habe.

Ich verhalte mich ganz ruhig und warte ab, ob sich der Vorgang wiederholen wird. Doch nichts stört mehr die Ruhe; nur die Frösche quaken hin und wieder. Ich setze mich ans Feuer und schau sinnend in die Glut: Wer mag das wohl gewesen sein?

Um 1 Uhr ist Ablösung. Ich haue mich in mein Strohlager. Der Schlaf überwältigt mich, und es ist schon heller Tag als ich erwache.

Von dieser Gespensternacht habe ich niemand etwas erzählt. Nur Fritze sah ich zum Sanitäter hinken und ihn um etwas Essigsäuretonerde zum Kühlen bitten: Er hätte in der Nacht so unglücklich gelegen und da sei ihm der Fuß angeschwollen.

Eku



Fortsetzung 2

Eine Tragödie aus alter Zeit, die sich in der neuen wiederholt
Von Paul Haase Bilder von Colhas

Es war die Zeit, in der die Blätter an den jungen Trieben der Feigen so lang wie Krähenfüße sind; da ist das Wetter beständig und das Meer still.

Am ersten Tag befand sich das Schiff im Argolischen Meer. Die Perlöken versahen an Bord mit Gleichmut ihre Obliegenheiten. Liegen sie unter Anspannung aller Kräfte in den Riemten, so grollten sie dumpfe Flüche; nahe die Ablösung, waren sie augenblicklich wieder mit ihrem Schicksal ausgesöhnt.

In der Kajüte Harmiados ging es lebhafter zu. Die schwarze Suppe Spartas war vergessen. Es wurde gelebt, gezecht, geliebt.

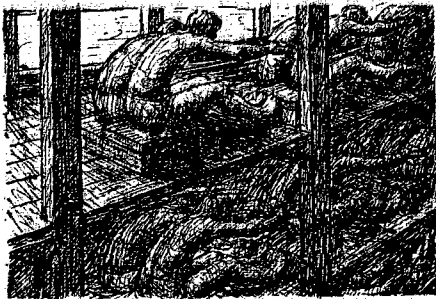


In finsternen Kammern stöhnten die Sklaven

Luftöffnungen sammelten sich die bleichen, lichtsüchtigen Gesichter. Wehe aber, wenn sich ein Antlitz zu weit hervorgabte! Ein wohlgezielter Peitschenschlag, begleitet von dem Hohngelächter der entmenschten jungen Spartiaten, trieb es wieder in die dumpfe Gruft.

Eintönig vergingen die trägen heißen Tage. Das Schiff kam nur langsam vorwärts, da vollständige Windstille herrschte und die Ruderer mit ihren in der Schwüle geschrumpften Kräften sehr schwer das Schiff in Fahrt halten konnten.

Auch den Göttern des Olymp brachten die heißen Tage unerträgliche Langeweile. Sie entschlossen sich zu einem Götterspaß. Poseidon und Zeus verbanden sich und suchten das Opfer. Das Schiff auf dem stillen Meer schien ihnen gerade recht.



Die Ruderer versuchten das Schiff in Fahrt zu erhalten

ten sich auf mit schaumgekrönten Kämmen. Schwarz geballte Wolken jagten am Himmel, wurden von grellen Blitzen zerrissen und die rollenden Donner brüllten über das tobende Meer. Gepeitschte Wellen richteten sich geisterhaft auf, siegesicher, wie finstere Dämonen standen sie für Augenblicke still, um dann fauchend und gurgelnd in die aufgerissene Tiefe zu stürzen; ihr Sturz trieb das Unterste brodelnd an die Oberfläche.

Es wurde Nacht. Die Schiffsbesatzung kämpfte heldenmütig gegen Wind und Wellen. Die Ruderer versuchten, das Schiff

in Fahrt zu halten. Unmöglich. Die Ruder mußten eingezogen werden, der Wellenschlag schlug den Männern den Schaft aus den Händen. Die Perlöken handelten, ohne einen Befehl abzuwarten. Sie verließen die Ruderbänke, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen. So trieb das Sklavenschiff kraftlos in den Wellen und wurde ein Spielzeug entfesselter Gewalten.

Auf Deck war es noch gelungen, die Segel niederzuziehen und den Mast umzulegen. Aber schon splitterten Rahen und das Tauwerk schlug klatschend ins Gestänge.

Im Steuermannshaus kämpfte Perlades mit den Wellen gegen die Naturgewalten. Mit ihren letzten Kräften versuchten sie das Schiff im Kurs gegen die Wellen zu halten. So schnitt der schlanke Schiffsrumpf die Wellen und milderte die Wucht der Sturzfluten, geriet das Schiff breitwärts in die Wellen, dann war es vor dem Kentern nicht zu bewahren. Die Steuerleute wußten, was auf dem Spiel stand. Auch dieser Kampf war vergebens. Nachdem die Perlöken die Ruder eingezogen, war auch das Steuerruder kraftlos geworden.

Inzwischen steigerte sich der Sturm. Wütend peitschte das Meer des Schiffes Planken, Sturzfluten überspülten das Deck.

Immer wilder rollten die Wogen und schwere Wassermassen drängten gegen die Steuerruder. Keine Kraft reichte mehr, sie zu regieren. Schon war ein Teil der Steuerleute mit zerschlagenen Gliedern davongegangen, als Perlados sich entschloß, die Steuerruder einzuziehen zu lassen. Der letzte Hoffnungsschimmer war verblaßt, wortlos kamen die Steuerleute der Anordnung nach. Sie wußten, was das zu bedeuten hatte. Schweigend schlossen sie mit ihrem Leben ab und erwarteten mit dem nur Sklaven eigenen Gleichmut den Sturz ins kühle Wellengrab.



Besinnungslos sank der Steuermann nieder

Schweigend verließ Perlados das Steuerhaus. Der wassergesättigte Sturm peitschte sein Gesicht. Für Augenblicke wirkte das wohltuend und erfrischend. Jetzt erkannte er den Ernst der Lage. Das Schiff ging mit den Wellen. Über Deck zu gehen war unmöglich. Vorsichtig, jeden Halt benutzend, tastete Perlados sich bis zum Fuß des Mastes. Er klammerte sich fest, um nicht über Bord geschleudert zu werden, und lauschte angespannt in die wilde Nacht. Aus der Tiefe des Schiffes drangen die Verzweiflungsschreie der unglücklichen Sklaven und mischten sich unter das Gegrüll rasender Elemente. Hohl piff der Wind, und der Steuermann wußte, daß der Sturm zunahm.

Die Kräfte des Steuermannes waren aufgegeben, besinnungslos sank er am Fuße des Mastes nieder.

Der Schiffsführer Harmiados begriff mit den Seinen die Größe der Gefahr, in der sie sich befanden. Angst bemächtigte sich ihrer. Aber was wollten sie tun? Schiffskundig waren sie und in solchen Lagen half die Sklavenpeitsche, das einzige Instrument, das sie meisterhaft zu handhaben verstanden, auch nicht mehr. Kryptos hatte bei Beginn des Wetters die Ränge gemacht und alles nach seiner Meinung in größter Ordnung gefunden. Auch der wachhabende Soldat berichtete, daß die Sklaven in sicherem Gewahrsam seien und die Perlöken wohl ihren Dienst verrichteten. Dazu glaubte Kryptos den Hauptmann berichten zu müssen, daß selbst Perlados die Gefahr nicht hoch einschätze, das Schiff würde sich schon behaupten.

Doch versammelten sich die Spartiaten in der Kajüte des Hauptmanns. Sie gaben sich Mühe, tapfer zu sein, führten kraftvolle Reden, um sich selbst zu täuschen. Die Angst ließ sich nicht verleugnen und so versuchten sie, ihre Unsicherheit im Rausch zu ersticken. Je stärker das Wetter wütete, um so schneller kreiste der Becher.

Ihr Trost war die Zuverlässigkeit der Perlöken. Unter ihrer Obhut fühlten sie sich sicher und geborgen. Wenn sie glücklich zurückkehren würden, dann sollten die Perlöken bessere Zeiten bekommen, so gelobten sie in erster Stunde. Am gefälligsten sprach Harmiados. Solches Wetter ging schnell vorüber und klar und glatt würde das Meer sein. Der finsternen Nacht würde ein Tag mit strahlender Sonne folgen. Dann sei just das rechte Wetter, um auf Teinarulos' blankem Deck spielen und lustwandeln zu können. Lärmender Beifall folgte dieser Rede, aber um den Höllensturm nicht zu hören, zeigten sie toller denn zuvor. Das Wetter wich nicht, und so sanken sie bald im sinnlosen Rausch nieder.

Die Unruhe trieb Harmiados in die Winternacht. Sturzwellen brandeten über Deck. Auf den Wogen trieb ein führerloses

Schiff, es wurde hochgeschleudert, um im nächsten Augenblick in die Tiefe zu sinken, aus der es die Brandung wieder zur schaumgekrönten Welle empor spie.

Blanke Furcht überkam Harmiados, sein Rausch verflieg, schwankend und zitternd stand er da und grub die Finger angstgekrallt in die stehernden Wangen. Das Schiff schien bugwärts in einen Abgrund zu schleßen, der stelle Steven schnitt die anstürmende Welle, und polternd barst der Klüverbaum; eine Flut Wasser wälzte sich über das Deck. Der Hauptmann ward zu Boden geschleudert. Mühsam richtete er sich auf, nahm alle Kraft zusammen und versuchte atieren Blickes die finstere Nacht zu durchdringen. Er kam nicht von der Stelle. Klatschende Segelfetzen schlugen um sein Haupt, sehlingernde Tausenden umspannten die Glieder, und bei jedem Schritt stolperte er über gebrochenes Gerät. Wutbehend suchte der Mächtige die Sklaven. Das Schwert riß er aus der Scheide und damit kehrte sein Selbstbewußtsein zurück. Der zuckende Blitz blinkte sprühend in dem blanken Stahl. Die Geisterminute des Aufleuchtens hatte ihm genügt, die Lage zu überschauen. Er wußte, daß alles auf



Ihre Unsicherheit wollten sie im Rausch ersticken

dem Spiele stand. Mit gewaltiger Lungenkraft schrie er nach seinen unterwürfigen Perioiken. Still blieb es auf dem Schiff, nur aus den tiefsten Tiefen scholl ein heiseres, wahnsinniges Gelächter der verzweifelten Sklaven. Die Hand des Mächtigen, die das Schwert hielt, zitterte.

Die Perioiken im Ruderdeck hatten schon längst die Ruder eingezogen und den Kampf mit dem unbändigen Element aufgegeben. In die finstersten Winkel des Schiffes hatten sie sich verkrochen und erwarteten den Tod. Das Wellengrab hatte für sie nichts Abschreckendes. Ihr Sklavendasein hatte längst alle Achtung vor dem Leben vernichtet. An eine Rettung aus dieser Geisternacht, weit weg von Küste und Land, glaubten sie nicht. Sie empfanden es als großes Glück, daß die Spartiaten beim vollen Becher blieben, bis es hinab zum Grunde ging. Als die Stimme des Hauptmanns ertönte, schauerten sie zusammen, sie zitterten und wünschten, daß die nächste Welle das Schiff in die Tiefe reißen möge. Darum blieben sie stumm und gebannt. Neue Wutschreie des rasend in der Finsternis tobenden Harmiados folgten und weckten kein anderes Echo, als das wahnsinnige Gelächter und die grollenden Flüche der Sklaven.

(Wird fortgesetzt)

Er kann es nicht begreifen

Ein Narr stand am Straßenrand und sah, wie ein mit Länzen und Haubitzen bewaffneter Trupp Soldaten vorübermarschierte. „Woher kommen diese Männer?“, fragte der Narr die Vorübergehenden.

„Die kommen aus dem Frieden.“

„Und wohin gehen sie?“

„In den Krieg.“

„Was tun sie im Kriege?“

„Sie töten den Feind und verbrennen seine Städte.“

„Warum tun sie das?“

„Um den Frieden zu haben.“

Da erklärte der Narr, er könne das nicht verstehen. „Sie kommen aus dem Frieden und ziehen in den Krieg, um den Frieden zu haben? Warum bleiben sie nicht gleich im Frieden?“, fragte er. Aber er war ja nur ein Narr, solche Dinge konnte er ja nicht verstehen.



Schatzkästlein des Wissens

Glas. Die Erfindung des Glases ist uralt, es wurde aber anfänglich fast ausschließlich nur zur Anfertigung von Schmuckgegenständen verwendet. Es war den alten Phöniziern, Ägyptern, Griechen, Römern usw. schon bekannt. Nach China, wo das Porzellan dessen Stelle vertrat, kam es erst durch den deutschen Missionar Kilian Stumpf im 18. Jahrhundert, der dort die erste chinesische Glashütte errichtete. Nach England ließ Abt Benedikt 674 die ersten Glasmacher in seine Abtei Wermouth aus Frankreich kommen. Diese Glasfabrik ging aber bald ein, und es dauerte erst viele Jahrhunderte, bis es 1557 zur Gründung einer zweiten in der Altstadt von London kam.

Ein klanderliebender König. Plutarch erzählt von dem Spartanerkönig Agesilaus eine niedliche Anekdote. Agesilaus, berichtigte er, liebte seine Kinder ungemein und wurde eines Tages von einem seiner Freunde überrascht, wie er eben, mit einem Rohrstebe zwischen den Beinen, inmitten seiner Buben und Mädels Steckenpferd ritt. „Sag es niemand“, bat er seinen Freund, „außer solchen, die selber Kinder haben.“

Uraltbrief ist eine für den Überbringer selbst nachteilige Mitteilung. Das Wort leitet sich aus der biblischen Geschichte her, wonach Uria, einer der Heerführer König Davids, dem Oberbefehlshaber Jacob einen Brief des Königs brachte, in dem David befahl, Uria an den gefährlichsten Platz im bevorstehenden Kampfe zu stellen.

Ein Irrtum des Naturforschers Buffon. In der Scheidewand, welche die beiden Herzkammern voneinander trennt, befindet sich bei neugeborenen Kindern eine eiförmige Öffnung, die sich fast bei allen Individuen später schließt und im Zustande der Erwachsenenheit nur sehr selten offen gefunden wird. Der französische Naturforscher Graf Buffon glaubte, daß man es durch frühes und spätes Tauchen unter Wasser dazu bringen könne, daß diese Öffnung nicht verwüchse und das Blut dadurch seinen freien Lauf behielte, auch wenn der Mensch nicht atmet. Ein solcher Mensch würde also beliebig lange unter Wasser bleiben können. Diese Annahme hat sich als Irrtum herausgestellt, weil wiederholt Menschen, bei denen ausnahmsweise die gegenständliche Öffnung nicht verwachsen war, doch ertrunken sind.

Eine grauenvolle Erinnerung an das alte Rußland. Im alten Rußland bestand eine der grausamsten Todesstrafen darin, daß man zur Winterszeit Verurteilte nackt auszog, an einen Pfahl band und solange mit kaltem Wasser übergieß, bis eine Statue aus Eis aus ihnen geworden war. Der im Jahre 1826 verstorbene russische Historiker Karamsin berichtet, daß 1666 der ukrainische Bauer Kantemiru wegen einer abfälligen Äußerung über den Zaren auf diese Weise bestraft wurde. 1770 verurteilte Katharina II. einen russischen Baron, der einen Leibeigenen mit dem Eistode hinrichten ließ zu einer hohen Geldbuße und zur Verbannung vom Hofe. Vereinzelt kamen aber ähnliche Fälle noch im 18. Jahrhundert vor.

Was versteht man unter „Missing link“? Unter „Missing link“ (engl., d. h. fehlendes Glied), wird eigentlich zweierlei verstanden. Die Laienwelt versteht hierunter das fehlende Bindeglied zwischen Menschenaffen und Menschen. Die Wissenschaft hingegen bezeichnet mit dem Ausdruck die gleichfalls noch nicht gefundene Stammform von Menschenaffen und Menschen. Ein „Missing link“, welches eine unmittelbare Verbindung zwischen Menschenaffen und Menschen herstellen, d. h. eine direkte Entwicklungsstufe schaffen würde, ist eine populäre aber unmögliche Vorstellung, die von keinem Gelehrten — auch nicht von Charles Darwin — vertreten wurde. Menschenaffe und Mensch haben höchstwahrscheinlich von einer unbekanntem Ausgangsform (Missing link) auseinandergehende Entwicklungen durchgemacht, die man als Fossilien zu finden hofft.

Filzhüte. Den ersten Hut aus Filz soll König Karl VII. von Frankreich, der der Jungfrau von Orleans seinen Thron verdankte, getragen haben, als er 1449 in Rouen einzog. Man hielt damals das Tragen von Hüten für eine unerhörte Eitelkeit. Ein Pariser Bischof befahl, mit dem Messelesen innezuhalten, wenn ein Geistlicher mit einem Hute in der Kirche erscheinen sollte. Auch in Deutschland zählte der Hut noch im 16. Jahrhundert zu den Luxusgegenständen. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 seine Armee musterte, trug er einen kleinen, mit Samt überzogenen Hut, den er, als es zu regnen anfang, abnahm, damit er nicht naß werde. Die älteste Hutmacherordnung kam in Deutschland in Württemberg um 1581 heraus.

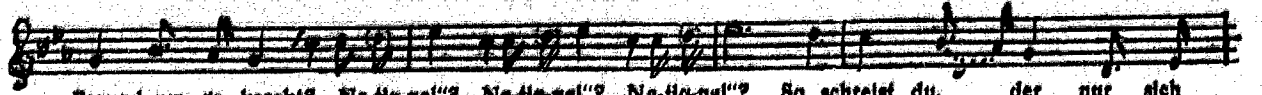
Deutschlands Auslandsschulden betragen am Ende des Jahres 1930 über 26½ Milliarden RM, für deren Verzinsung jährlich 1,5 Milliarden RM aufgebracht werden müssen.

Alle Rechte vorbehalten!
Nachdruck verboten!

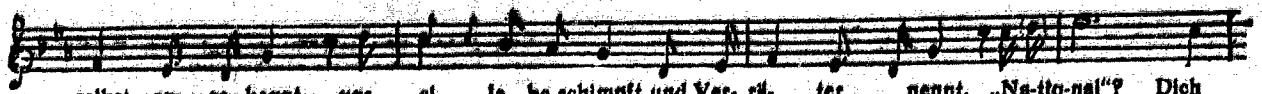
Marsch der Eisernen Front



Drei Pfei-le zer-spal-ten wie Blit-ze die Nacht, wo bist du, du Lump, der den
Drei Pfei-le zer-spal-ten wie Blit-ze die Nacht, wo bist du, du Schuft, der den
Drei Pfei-le zer-spal-ten wie Blit-ze die Nacht, wo bist du, du Pest, die sich



Freund um-ge-bracht? „Na-tio-nal“? „Na-tio-nal“? „Na-tio-nal“? So schreist du, der nur sich
Dieb-stahl ge-macht? „So-zia-list“? „So-zia-list“? „So-zia-list“? So nennst du dich, der mit den
aus-ge-dacht? „P. G.“? „P. G.“? „P. G.“? Du dienst nur als Vor-spann dem



selbst an-er-kennt, uns al-le be-schimpft und Ver-rä-ter nennt. „Na-tio-nal“? Dich
Rei-chen pak-tiert! Dem Ho-hen-zo-lern-sohn hast du dich al-ll-iert! „So-zia-list“? Dich
Schlot-be-ron; er zahlt dir di-cke Gel-der, Mil-lion um Mil-lion! „P. G.“? Dich



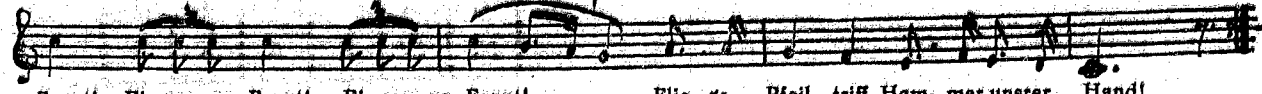
Lü-ge trifft der ers-te Strahl! Flie-ge, Pfeil, trifft, Ham-mer, ro-te Fah-nen we-het ins
Lü-ge trifft der zwei-te Strahl! Flie-ge, Pfeil, trifft, Ham-mer, ro-te Fah-nen we-het ins
Lü-ge trifft der drit-te Strahl! Flie-ge, Pfeil, trifft, Ham-mer, ro-te Fah-nen we-het ins



Land! Ei-ser-ne Front! Ei-ser-ne Front! Ei-ser-ne Front! Flie-ge, Pfeil, trifft Ham-mer unsrer
Land! Ei-ser-ne Front! Ei-ser-ne Front! Ei-ser-ne Front! Flie-ge, Pfeil, trifft Ham-mer unsrer
Land! Ei-ser-ne Front! Ei-ser-ne Front! Ei-ser-ne Front! Flie-ge, Pfeil, trifft Ham-mer unsrer



Hand! Flie-ge, Pfeil, trifft, Ham-mer, ro-te Fah-nen we-het ins Land! Ei-ser-ne
Hand! Flie-ge, Pfeil, trifft, Ham-mer, ro-te Fah-nen we-het ins Land! Ei-ser-ne
Hand! Flie-ge, Pfeil, trifft, Ham-mer, ro-te Fah-nen we-het ins Land! Ei-ser-ne



Front! Ei-ser-ne Front! Ei-ser-ne Front! Flie-ge, Pfeil, trifft Ham-mer unsrer Hand!
Front! Ei-ser-ne Front! Ei-ser-ne Front! Flie-ge, Pfeil, trifft Ham-mer unsrer Hand!
Front! Ei-ser-ne Front! Ei-ser-ne Front! Flie-ge, Pfeil, trifft Ham-mer unsrer Hand!

Sozialer Dienst

Ein Hilfswerk der Arbeiterschaft für die erwerbslose Jugend ist von den Verbänden der Arbeiterschaft geschaffen worden. Eine Besprechung von Vertretern des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, des AfA-Bundes, des Reichsausschusses für sozialistische Bildungsarbeit, des Arbeitsausschusses für Arbeiterwohlfahrt, der Sozialistischen Arbeiterjugend, der Zentralkommission für Arbeitersport und Körperpflege und des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold ergaben grundsätzliche Übereinstimmung zur Bildung einer Reichsarbeitsgemeinschaft, die den Namen „Sozialer Dienst — Hilfswerk der Arbeiterschaft für die erwerbslose Jugend“ führen soll. Ihre Aufgabe ist die Förderung und Zusammenfassung aller Maßnahmen und Veranstaltungen für die jüngeren Erwerbslosen. Zu ihrer vordringlichsten Tätigkeit wird die Herausgabe von Richtlinien und Anregungen sowie die Schulung von Führern für die praktische Durchführung der Arbeitshilfe gehören. Die der Reichsarbeitsgemeinschaft angehörenden Organisationen werden in gleicher Weise bezirklich und örtlich zusammenwirken.

Die Organisationen der Arbeiterschaft haben in immer steigendem Maße selbst Einrichtungen und Veranstaltungen getroffen, die der materiellen und geistigen Hilfe für die jüngeren Erwerbslosen dienen. Die vom Bundesvorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes kürzlich beschlossenen Richtlinien zur Arbeitshilfe für die erwerbslose Jugend erweitern noch den bisherigen Aufgabenkreis. Die Vielseitigkeit dieser Aufgaben und die Erkenntnis, daß die gegenwärtige Notzeit noch weiter andauern wird, führte zu der Überzeugung, daß in-

nerhalb der sozialistischen Arbeiterbewegung eine Zusammenfassung und zentrale Förderung des Hilfswerks der Arbeiterschaft an den Erwerbslosen dringend notwendig ist.

Lübecker auf froher Fahrt

Nach guten Vorbereitungen trafen wir uns am Sonnabend um 7 Uhr, um nach dem Salemer See zu wandern. Mit gutem Humor und großer Unternehmungslust waren wir ausgerüstet. Mutter hatte für einen vollen Proviantbeutel gesorgt. Ueber Grönau, Sarau, am Ratzeburger See entlang ging's auf froher Fahrt nach Ratzeburg. Hinter Ratzeburg am Salemer See suchten wir uns einen schönen Platz für unsere Zelte.

Am andern Morgen nach einem kräftigen Frühstück trafen wir die Bergedorfer Metallarbeiterjugend, die weiter zum Schaalsee wollte. Wir durchstreiften die Umgegend und fanden uns wieder bei unseren Zelten ein. Das Wetter war herrlich, der erste Tag verlief in schönster Harmonie. Um Mitternacht hörten wir Nazi brüllen und schießen. Sie hatten eine Nachtübung, um zu lernen, wie man Arbeiter niederknüpelt.

Morgens trafen die Bergedorfer Kollegen wieder bei uns ein, um mit uns gemeinsam eine Wanderung zu machen. Sie brachten eine Kreuzotter als Beute mit; hoffentlich hat das hübsche Tier sie nicht noch gebissen. Gemeinsam mit unseren Freunden ging's zurück nach Ratzeburg, wo wir uns mit dem Versprechen trennten, uns am andern Orte bald wieder zu treffen. Wir haben neue Kräfte gesammelt, um unseren Kampf weiter zu führen.

Kurt Münzner, Lübeck

Der freiwillige Arbeitsdienst

Der Deutsche Baugewerksbund hat in diesen Tagen über den freiwilligen Arbeitsdienst eine sehr lehrreiche Schrift veröffentlicht, die den freiwilligen Arbeitsdienst als einen sehr gefährlichen Notbehelf bezeichnet, der sich fast ganz zu Lasten der Bauarbeiterschaft auswirkt. In dieser Broschüre wird der Beweis erbracht, daß der freiwillige Arbeitsdienst teurer ist als die tariflich bezahlte Arbeit. Übrigens ist das auch schon vom Reichsverband der Deutschen Industrie, Fachgruppe Bau, nachgewiesen worden. Besonders wird auch darauf hingewiesen, wie wichtig es ist, daß ältere und jüngere Arbeiter gemeinsam schaffen. Im freiwilligen Arbeitsdienst ist das ausgeschlossen. Die Jugendlichen sind sich hier fast selbst überlassen.

Als ein sehr verdienstvoller Abschnitt dieser Veröffentlichung darf dann jener Teil bezeichnet werden, der zeigt, wo und wie heute noch ungeheure Möglichkeiten zur Arbeitsbeschaffung vorhanden sind, ohne daß dadurch Facharbeiter, natürlich auch hier wieder in erster Linie die des Baugewerbes, benachteiligt werden. In einer Zeit, in der wertvolle Gebäude verfallen, Straßen und Chaussees sich in gefährliche Schlammrinnen verwandeln, Kanäle versanden und wertvolle Baumaschinen verrostet, werden sechzig und mehr Millionen Mark Steuergelder für Arbeiten ausgegeben, zu deren Ausführung selbst bei bester Konjunktur noch genügend Arbeitslose und Halbinvalide vorhanden wären. Der freiwillige Arbeitsdienst sei eine Sinnlosigkeit, der erzieherische Wert sehr zweifelhaft. Die Schrift bringt dann einen sehr frisch geschriebenen Abschnitt über den freiwilligen Arbeitsdienst und gewerkschaftliche Erziehung, sie gipfelt in der Forderung, daß nicht Arbeitsdienstpflicht Deutschland retten könne, sondern Arbeitsbeschaffung.

Jugendherberge in der Trompeterstadt Säckingen

Die durch Scheffels Dichtung berühmt gewordene „Trompeterstadt“ Säckingen am Rhein hat eine neue Jugendherberge erhalten, die den Namen „Zum Trompeter“ erhielt. Die Herberge ist neuzeitlich ausgestattet und bietet von ihrem Standort aus einen prächtigen Rundblick auf Säckingen, den Rhein und die umliegenden Bergketten.

Der Denker

Im „Simplicissimus“ wird erzählt: Einer meiner Freunde erzählte, er habe unlängst den Bahnhof von Tsingtau passiert. Die Chinesen dort reden immer noch deutsch. Während der Zug hielt, eine halbe Stunde, ging ein chinesischer Arbeiter die Wagen entlang — mit einem langstielligen Hammer — und schlug an jedes einzelne Rad.

Mein Freund fragte ihn: „Tust du die Arbeit schon lange?“

„Zwanzig Jahre. Noch von den Deutschen her.“

„Und wozu tust du das?“

Er hob die Achseln bis an die Ohren empor und sagte: „Ich hab's gewußt — aber zwanzig Jahre sind lang — da habe ich's vergessen.“



Mensch ohne Namen

Ein Ufa-Tonfilm

Dieser neue Tonfilm ist bestimmt einer der besten Filme, die die Ufa herausgebracht hat. Heinrich Martin, der Berliner Autofabrikant, hat bei einem Gasangriff im Weltkrieg sein Gedächtnis verloren. Viele Jahre arbeitet er in einer russischen Autofabrik. Eines Tages fällt ihm eine Berliner Zeitschrift in die Hände; Abbildungen vom Berliner Reichstagsgebäude, Brandenburger Tor erinnern ihn plötzlich wieder an Heimat, Frau und Kind. Er kehrt nach Berlin zurück, aber niemand will ihn mehr erkennen. Sein Freund hat inzwischen seine Frau geheiratet und die Fabrik übernommen. Verzweifelt kämpft der heimgekehrte Heinrich Martin um sein „da-sein“ und um seinen Namen. Man hat ihn für tot erklärt. Und was einmal in die Klauen der Bürokratie und der Justiz gerät, das wird erbarmungslos niedergetreten und zermalmt. Der Heimkehrer Heinrich Martin muß schließlich unterliegen, da niemand ihn wiedererkennt und er keinen Zeugen finden kann. Aber einen Namen muß er haben, und so darf er sich einen aussuchen. Bei einem Provisionsagenten hat er Aufnahme gefunden. Dieser, ein Rechtsbeistand und eine stellunglose Stenotypistin nehmen sich seiner liebevoll an. Das Mädcl kauft für ihn 100 Mark, damit er ein Patent anmelden kann. Die neue Erfindung bringt Gottlieb Müller, vormals Martin, mehr Geld als er je gehabt hat. Das Ende ist — leider — happy: Gottlieb Müller heiratet die kleine Stenotypistin.

Bedauerlich bleibt, daß der Manuskriptverfasser Robert Liebmann zum Schluß einen Zurückzieher macht. Vorher war es

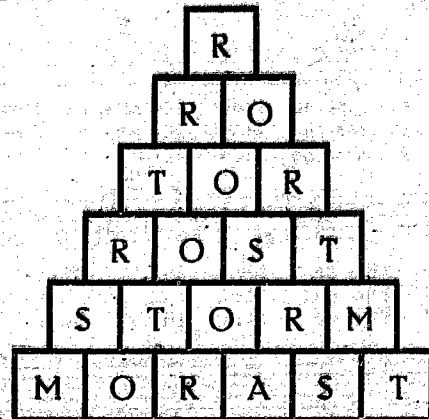
ganz gut, warum also nicht auch den Mut zum tragischen Ausgang? Die Regie führt Gustav Uclcky. Er hat eine glückliche Hand in der Auswahl seiner Darsteller. Ausgezeichnet der Heimkehrer Martin; erfrischend natürlich, gefühlvoll ohne Gefühlsüberschwang die Stenotypistin; witzig und geistreich der Winkeladvokat; rührend die Verbundenheit und Teilnahme des Provisionsagenten. Auch die anderen Schauspieler tun ihr Bestes, sie kommen aber weniger zur Geltung. Eine besonders eindrucksvolle Szene ist der Gang nach Spandau in den Zentralnachweis für Kriegsgefangene. Erschütternd wirkt der hohe ganz und gar mit Kartothekschranken gefüllte Raum. Millionen Krieger sind hier als verschollen oder gefallen registriert. Heinrich Martin wartet zitternd auf sein Schicksal, das ihm aus dem Munde des Beamten auf der hohen Leiter verlesen wird.

Wie schon anfangs betont, der Film ist gut, aber nicht durchweg gelungen. Auf jeden Fall stellen wir fest, daß die Ufa — wenn sie nur will — auch wertvolle Filme fabrizieren kann. 18

Eins, zwei, drei

Von Eins (man braucht es auf dem Feld)
zwei Buchstaben bitte rausgestellt,
gleich ob am Anfang oder Schluß!
Die Zwei, das ist ein Ebrengruß;
ne Silbe such, wenn die gefunden,
wird sie nun an die Eins gebunden.
Ein rundes Ding, das ist die Drei!
Du hängst sie jetzt an die Eins-Zwei.
Das Ganze ist ein kluger Mann,
vor dem man Achtung haben kann;
doch Papen konnte ihn nicht leiden,
drumm muß er aus dem Amt ausscheiden. Ruco

Auflösung des Pyramidenrätsels aus Nr. 30:



Vom Vorstand

Telegrammanschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750-6753

Mit Sonntag, dem 31. Juli, ist der 32. Wochenbeitrag für die Zeit vom 31. Juli bis 6. August 1932 fällig.

Aufforderung zur Rechtfertigung!

Das nachgenannte Mitglied wird nach § 23 Abs. 4 des Statuts aufgefordert, sich gegen erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen. Verwaltungsstellen, denen die Adresse des Aufgeforderten bekannt ist, wollen diese an den Vorstand melden. Das Mitgliedsbuch ist an den Vorstand einzusenden.

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Görlitz:

Der Schlosser Alfred Hanspach, geb. am 2. April 1913 in Neukölln, Mitgliedsbuch Nr. 6785336, wegen Schädigung des Verbandes.

Ausgeschlossen wird nach § 22 des Statuts:

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Greifenhagen:

Der Schlosser Friedrich Wiesner, geb. am 2. April 1886 in Brückenkopf, Mitgliedsbuch Nr. 6270492, wegen unkollegialen Verhaltens und Schädigung der Verbandsinteressen.

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Vorstandsvorsitzende